



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 124.

Dienstag, 29. Mai.

1928.

(30. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Der andere versuchte vergebens, seiner Verwirrung Herr zu werden.

„Allerdings — ich kenne diesen Rowalt.“

„Dann geht es Ihnen wie mir.“

Der drüben in der Ecke machte eine unbeherrschte Bewegung.

„Sie — kennen — ihn — auch?“

„Ja, vom Felde her. Dann verlor ich ihn aus den Augen, bis er mir vor ein paar Tagen wieder über den Weg lief. Oder richtiger gesagt — er wandte sich an mich, daß ich ihm zu irgendeiner geregelten Tätigkeit verhelfe.“

„Womit — begründete er . . . ich meine, wieso . . .“

„Warten Sie mal, was erzählte er mir da alles? Ach so, ja — er sei jahrelang in der Welt herumvagabundiert; als Reisebegleiter und Interessenvertreter jemandes, dessen Namen er nicht nannte. War auch ohne Reiz für mich, ihn zu kennen. Jedenfalls scheint das ein einigermaßen finsterner Gentleman gewesen zu sein. Denn mir fiel auf, wie geflüstertlich der Rowalt wiederholt betonte: Jetzt, wo er in die Heimat zurückgekehrt sei, suche er eine Tätigkeit, die das Licht nicht zu scheuen brauche.“

„So drückte er sich aus?“

„Ja. Ich hab's deshalb wohl behalten, weil's mir auffiel, mit welcher angstvollen Verbissenheit er auf ein Moment hinwies, das sich doch sowieso von selbst verstanden hätte — sofern sich überhaupt eine Möglichkeit gefunden haben würde, seine Bitte zu erfüllen.“

„Aber Sie taten es nicht, mein Herr?“

„Weil ich selbst beim besten Willen es nicht tun konnte. Denn der Herr Rowalt verschwand genau so unmotiviert wieder, wie er bei mir aufgetaucht war. Offen gesagt, hatte ich die Episode auch längst wieder vergessen, bis ich heute erneut an sie erinnert wurde. Durch eine Klubbeziehung und diesen Zeitungsartikel. Nun aber würde es mich immerhin interessieren, Näheres über den Rowalt zu erfahren. Womöglich durch Sie, der Sie ihn doch offenbar genauer kennen.“

Der andere schien unter der Schwüle der Juninacht zu leiden. Wenigstens hatte er sein Taschentuch hervorgezogen und trocknete sich die Schweißperlen von der Stirn.

„Das ist . . .“, er sprach angestrengt, „nein, da bin ich leider nicht in der Lage, Ihren Wunsch zu erfüllen, mein Herr. Auch ich kenne Herrn Rowalt nur ganz flüchtig. Jedenfalls nicht so genau, daß ich irgendwie Auskünfte über sein Vorleben und seine bisherige Tätigkeit erteilen könnte.“

„Ah, so“, nickte der Rennreiter, „natürlich, ja. Ich nahm das auch nur deshalb an, weil der Artikel in der „Nachtausgabe“ Sie einigermaßen erregt zu haben schien.“

Sein Gegenüber schüttelte den Kopf.

„Nicht wegen des Rowalt, mein Herr. Sondern weil ich der gestrige Vorfall gerade im „Esplanade-Theater“ abspielte, mit dem mich ein gewisses — wie soll ich sagen: — also ein gewisses persönliches Interesse verbindet. Als

Gentleman und Kavalier werden Sie zweifelsohne begreifen . . .“

„Ich hab' schon begriffen!“ ergänzte der Graf, und fand diese nachträgliche Erklärung von jovieller hysterischer Nervosität recht schaffend banal. „Sie haben eine Freundin, die am Esplanade-Theater engagiert ist. Um wen sich's da handelt, frag' ich natürlich mit keinem Wort. Mir genügt zu wissen, daß Rena Lint selbst es nicht sein kann. Weil . . .“

„Weil?“

„Axel Tramin lachte.“

„Na, hören Sie, mein Herr, wenn Sie im Esplanade-Theater und überhaupt in Berlin auch nur einigermaßen sich auskennen, dann werden auch Sie wissen, was seit zwei Jahren weiß Gott kein Geheimnis mehr genannt werden kann: daß Fräulein Lint die Verlobte des Rittmeisters von Iskem ist, zu dem ich im übrigen gerade jetzt fahre.“

Diese beiläufige Bemerkung schien den da drüben wie einen Schlag zu treffen. Er war für Sekunden gar keiner Bewegung fähig. Mit überweit geöffneten Augen — unsympathischen, bleifarbenen Augen übrigens, die tief unter schweren Lidern gleiteten und in wulstige Tränensäcke gebettet lagen — starrte er den Rennreiter an.

„Sie — fahren . . .“, brachte er endlich hervor.

„Weshalb erstaunt Sie das so? Kennen Sie am Ende nicht nur diesen Herrn Rowalt, sondern auch den Rittmeister von Iskem?“

Abermals brauchte der andere Sekunden, bis er eine Antwort zustande brachte.

„Persönlich — nein . . . Nur vom Turf her.“

„Ah — Rennbahn-Enthusiast! Na ja — dann muß Ihnen sein Name natürlich geläufig sein.“

Der kleine Graf wußte nicht, weshalb — doch plötzlich dünkte es ihn förmlich eine Befreiung vom Druck seines Schuldgefühls, vor irgend jemanden — sei es selbst dieser wildfremde, etwas verschrobene Kerl — über Bernt Iskem sprechen zu können.

„Sie verstehen als Turfbesucher selbstverständlich, worauf ich hinziele: auf die Hamburger Derbywoche und diese Efelgeschichte beim „Großen Hanja-Ausgleich“. Der ominöse zerschnittene Sattelgurt! Im ersten Anprall — klar, da ließ sich alle Welt bluffen. Die Presse und das Oberste Schiedsgericht und selbst die nächsten Bekannten Herrn von Iskems. Weil ja auch sämtliche Einzelheiten mit solcher Präzision ineinandergriffen, daß vor ihnen der stärkste Zweifel verstummen mußte. Trotzdem aber war die Sache derart wulst und ungeheuerlich, entbehrte bei allen handgreiflichen Delikten so vollkommen jeder psychologischen Voraussetzung, daß schon nach dem ersten Anprall die Reaktion einsetzte. Als erste kam ja die Presse zur Vernunft zurück. Und heute sind wir Gott sei Dank schon wieder so weit, daß selbst das Oberste Schiedsgericht wohl binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden gezwungen sein wird, seinen überstürzten Urteilspruch aufzuheben. Eine fatale Bloßstellung für die Herren, die an sich ja aus lauterster Überzeugung entschieden haben. Trotzdem



dürfte das nichts helfen. Das Oberste Schiedsgericht muß Farbe bekennen und seinen Irrtum eingestehen. Wird im Grunde des Herzens auch sehr froh darüber sein. Weil gerade Herr von Yskem zu den fairsten und geschäftigsten Rennstallbesitzern gehört. Und wissen Sie auch, wer — außer seiner Verlobten selbst natürlich — der einzige Mensch war, der nie an seine Schuld glaubte und bis morgen sich anheischig gemacht habe, alle Beweise für die absolut intakte Ehrenhaftigkeit des Rittmeisters zu erbringen? Sie vermuten es bestimmt nicht, aber gerade dies Moment finde ich famos: der Herzog von Hohenangern selbst! Und wer wird von morgen an zweifellos wieder die glücklichste Frau auf der ganzen Welt sein: Rena Pinti! Denn wie die und der Rittmeister — wie diese beiden Leutchen aufeinander eingeschworen sind und füreinander durchs Feuer gehen . . . also faktisch: immer wenn ich's sehe, wird mir das Herz dabei weh!"

Und als Axel Tramin soweit war, fiel ihm auf, daß der da drüben in seiner Ecke vielleicht gar nicht zugehört hatte. Er saß zusammengesunken, war aschgrau im Gesicht, stierte vor sich hin und atmete schwer.

Möchte der Deuwel wissen, was mit diesem absonderlichen Kerl los war!

Da erklärte der Rennmeister energisch:

"Also Schluß der Debatte jetzt! Ist genug geredet! Ich leg' mich lang. Tun Sie nur dasselbe. In Halle, wo wir genügend Aufenthalt haben, können Sie dann ja Ihr Telegramm wegen des zurückgebliebenen Gepäcks aufgeben. Bis dahin aber haben wir mindestens noch eine Stunde."

\*

Herrgott — Blödsinn . . . Was war denn los? Und wer rüttelte ihn so energisch an der Schulter?

Aus tiefem Schlaf fuhr der kleine Graf hoch und starrte verblüfft um sich.

Oder träumte er noch immer und . . .

Ne — natürlich war er wach. Hellwach. Doch was nun eigentlich los war, begriff er trotzdem nicht. Erste Feststellung: sein bisheriger Reisegefährte glänzte durch Abwesenheit.

Zweite Feststellung: Der Zug fuhr gar nicht, sondern hielt. Auf irgendeiner winzigen kleinen Station oder Blockstelle. Denn draußen blinzelte eine Petroleumlaterne neben einem niedrigen Häuschen. Sonst alles rabenduster.

Vor ihm aber stand ein vierschrötiger, breitschulteriger Mensch, im Hintergrunde des Abteils hielten sich zwei weitere Herren und draußen auf dem Gange des D-Zug-Wagens ein paar Schaffner auf.

"Nanu", sagte Axel Tramin, baß erstaunt, und setzte sich aufrecht, „was wünschen Sie denn?"

Der ihm am nächsten Stehende schlug den Mantel zurück und zeigte eine Blechmarke.

"Kriminalpolizei!"

Der Rennreiter bejahte sich verständnislos die Blechmarke und den Mann, der ihn im besten Schlaf gestört. „Na, schön", nickte er, „und wozu soll das?"

„Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet!"

Das machte den Grafen mit einem Schlage munter. Verhaftet? Mich wollen Sie verhaften? Da möchte ich doch ganz gehorsamst anheimstellen, solche Wiße zu unterlassen. So was ist Mid Carter oder Sherlock Holmes und gehört nach Amerika. Aber wir hier in der deutschen Republik sind trotz allem nicht so weit."

"Bitte, machen Sie keine Redensarten, sondern ziehen Sie Ihren Mantel an und folgen Sie uns!"

"Wohin denn folgen?"

"Draußen in das kleine Bahnwärterhaus. Da bleiben Sie so lange, bis der erste Gegenzug nach Berlin kommt. Den halten wir an und transportieren Sie zurück." „Wer bestimmt denn das?"

"Das Polizeipräsidium Halle hat von Berlin aus die radiotelegraphische Anweisung erhalten, Sie wegen Mordes zu verhaften und einzuliefern."

"Wegen Mor . . .", jetzt mußte der Rennreiter lachen, so unangenehm die Situation auch war . . . „Hören Sie mal — ist ja ungemein interessant, was Sie mir hier anvertrauen, aber deswegen hätten Sie mich

getrost weiter schlafen lassen können. Denn ich hab' bisher genau so wenige Menschen ermordet, wie ich's von Ihnen erhoffe."

"Nur vor zwei Stunden einen gewissen Rowalt, Herr Konsul", ergänzte der Beamte lakonisch. „Nach Ihrer Verhaftung auf dem Wege zum Polizeipräsidium sprangen Sie in ein Auto und waren verschwunden. Daß Sie sofort mit dem ersten besten Zuge aus Berlin fortzukommen versuchen würden, lag nahe. Darum werden die paar Züge, die noch nach elf Uhr abgingen, unterwegs visitiert. Na — nun haben wir Sie ja hier gefaßt!"

"Fabelhafte Fixigkeit. Wenn Sie leider auch einen Falschen gefaßt haben! Denn einen Herrn Rowalt kannte ich allerdings auch. Es ist überhaupt verblüffend, daß dessen Name heute schon zum dritten Male vor mir erwähnt wird."

"Aha!"

"Rischt ist mit 'Aha', Verehrtester. Wenn dieser Rowalt tatsächlich vor zwei Stunden ermordet sein sollte, tut's mir immerhin leid um den Mann. Aber ich stehe dazu außer jeder Beziehung. Im übrigen nannten Sie mich eben 'Herr Konsul'. Was für ein Konsul bin ich denn nach Ihrer Vermutung?"

"Der portugiesische Konsul d'Arzilla."

"Der Rennreiter machte große Augen."

"Der hat den Rowalt ermordet?"

"Das weiß niemand besser als Sie selbst."

"Ach so — weil Sie mich für ihn halten?! Ne — so weit müßte Ihre Menschenkenntnis als Kriminalist eigentlich reichen, zu unterscheiden, ob ich aussehe und spreche wie ein portugiesischer Verbrecher oder wie der ehemalige preussische Dragoner-Oberleutnant und jetzige Herrenreiter Graf Tramin." (Fortf. folgt.)

## Zwei Welten.

Was unsrer Jugend heißes Träumen war,  
So brennend groß,  
Das fällt uns nun nach manchem harten Jahr  
Still in den Schoß!

O, damals hätte unsre Welt gelobt  
In Jubelbrand!  
Da bebte uns von Lebenskampf und Not  
Noch nicht die Hand! —

Doch unser Weg schien blumenlos und weit  
Und abgrundtief,  
Seit unter Trümmern unsrer Jugendzeit  
Die Sehnsucht — schlief. —

Sei wieder wach! Und, was da grau und hart,  
Wird bunt und weich! —  
Nur wer das große Tauchsen sich bewahrt,  
Ist wahrhaft reich! Marga Find.

## Kreuz und querdurch Südamerika.

Von Norbert Jasques.

Autoreise in den Anden.

In einem zwischen Nacht und Lieblichkeit ausgewogenen Bild steigt die Küste Venezuelas, bis zur Höhe des Sántis, aus dem Karabischen Meer, wenn von Norden her der europäische Dampfer La Guaira, den Hafen der Hauptstadt Caracas, ansteuert. Lassen wir La Guaira. Es ist, wie es sein muß und nicht anders sein kann an dieser Stelle und wie sich alle solche Plätze in Südamerika zeigen, die nur dem raschen Verkehr von und nach der großen Stadt im Binnenland sozusagen Etappe sind.

Aber zwischen den letzten Negerhütten aus Lehm und aufgeschnittenen Petroleumtins beginnt ein Werk der Zivilisation, das seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat. Dort steht ein Polizist mit dicken Epauletten und hält einem mit braunen Fingern eine Liste ins Auto, in die man seinen Namen und seine Wagennummer eintragen muß und nun unmittelbar an die Dorfstraße aus Löchern, Lehm, Staub oder Schlamm anstoßend läuft ein gleichendes Band von Zement das Gebirge an — die Autostraße von La Guaira nach Caracas.

Berlin hat seine 15 Kilometer lange Avus in aller-schlechtem Zustand. Mailand hat seine 30 Kilometer lange Autostrada nach Como. Andere europäische Gegenden haben



ähnliche Unternehmungen geschaffen, die den Automobilisten ein Billard unter die Reifen legen. Auch der große Bruder Venezuelas in Südamerika, Brasilien, hat seine Autostraße von Sao Paulo nach Santos in den roten Sand geschnitten. Doch wenn sie das Gebirge hinabrutscht, wird sie stellenweise zum Steinbruch.

Aber dieses kleine Venezuela mit zwei bis drei Millionen Einwohnern hat gegen das Gebirge eine Straße erlumpft, die sich als ein Band aus Zement 40 Kilometer lang hundertfach geschlängelt und gefället, über den ersten, 2700 Meter hohen Wall der Kordilleren wirft. Sie ist vom ersten bis zum letzten Kilometer in allerbesten Arbeit gebaut und in allerbestem Zustand gehalten.

Ja, wo sie beginnt, steht der Polizist mit seiner Liste, und man weiß: jetzt reist man unter den Augen des merkwürdigen Mannes, der Gomez heißt, und seit beiläufig 20 Jahren Präsident und Tyrann dieses Landes ist.

So rast man mit der modernsten amerikanischen Sechszylinder-Maschine auf dieser hypermodernen Straße in die ersten venezuelischen Eindrücke hinein und diese Straße bekommt für den Reisenden gleich den Sinn eines Symbols: daß dieses Gebirge, das sie übersteigt, nicht ein Wall zwischen diesem Land und der Welt ist.

Die Regenzeit ist dieses Jahr in Venezuela besonders schwer gewesen und drückt über ihre Zeit hinaus, Katastrophen mit sich bringend, die auch dieses Werk nicht verschonten. So liegt die Autostraße in ihrem ersten Teil stellenweise bis zu 50 Meter abgerutscht in den Tiefen der wasserdurchtobten Schluchten und der Wagen muß ein Stück weit die alte Fahrstraße benutzen.

Sacht entkommt man dem brutwarmen Kessel La Guairas. Dampf und heißer Schleim verlassen die Luft, die nach und nach eine wohlige Kühle segnet. Das Landschaftsbild wächst. Kurven schleudern das Auto aus dem Beramassiv heraus wie auf Konsolen über das Meer und die Küste, in die La Guaira sonnenbeschossen als ein Wurf von Gefunkel eingebettet ist. Aber dem Meer aber stehen Regenböden und wandern durch sein Blau wie rasche Massive von kosmischen Schleiern, die der Himmel über die Erde schleifen läßt. Es ist etwas von Wunder an ihnen.

Dann stößt an einer heißblütigen Kurve die alte Straße auf die neue, die von hier aus wieder befahrbar ist. Im Scheitelpunkt der Kurve, über die Tiefe gelehnt, wie ein Zeigefinger vor ihr erhoben, steht ein Denkmal.

Was ist das für ein sonderbares, ja kosmisches Monument? Auf einem hohen Sockel steht nicht ein General in Felduniform, den Säbel in der Hand, den Feinden zeigend, daß man gerüstet ist und bereit, mit seinem Leben das Land zu deden; reitet nicht Bolivar, der Mann der vielen Denkmäler und Befreiungsheld der Nord-Republiken ... nein, da steht ein jämmerlich verdrüßtes, altes, zerschundenes, verbeultes, eingedroschenes Automobil. Man hat es aus der Tiefe herausgeholt, in die es geflogen war, weil es die Kurve unbesonnen genommen hatte, und zur Warnung auf das feierliche Postament gestellt, und auf einer Platte am Sockel steht: „Despacio se va lejos.“ Das heißt in drastischer Kürze: „Langsam kommt man weit.“

Was für eine Straße, die mit 500 Meter tiefen Schlünden, ein halber Meter von den Rändern weg felsenumbrechende Kurven — 500 Meter, vom Meer aus 1500 Meter, überklettert und jenseits wieder fällt — gewiß stimmt! Wie sanft und eiskalt steigt der Amerikaner jetzt in ein Tal hinab und jenseits wieder herauf, in dem ein schöner Urwald mit sonderbaren, machtvoll die Straße überwölbenden Bäumen steht.

Noch haben wir das Meer im Rücken, und die Regenböden haben jetzt das Wasser verlassen und schleifen über das flache Ufer dem Fluß der Kordilleren zu. Bald aber dringt das Auto, dem ununterbrochen mit geradezu fanatischen Warnungssignalen andere entgegenkommen, andere folgen, in das Gebirge hinein.

Ohne an Größe zu verlieren, wird die Landschaft jetzt einsamer. Zur Rechten stürzt es in die Tiefe, vor der am Rand der Straße durch schwere Schienen verbundene Steinpfosten wehren.

Zur Linken steigt der Berg hoch an, mit niederem Gebüsch kraus bewachsen. Aber der Schnitt, mit dem die Straße aus ihm gesprengt wurde, legt ihn mit roter Blante haushoch bloß und aus diesem Einschnitt rieselt ununterbrochen Geröll hernieder, regnen Steine, prallen Steine. Es hat die ganze Nacht geregnet, in einer wilden Entfesselung in die Berge hinein geregnet. Es regnet seit Januar. Und das ganze, die Straße noch um 1500 Meter übersteigende Gebirge droht niederzustürzen.

Überall begegnen wir Arbeiterkolonnen, die mit Pickel und Schaufel bewehrt, um Geröll wegzuräumen. Die Felsbrocken sind beiseite geschoben, und oft kann der Chauffeur sich nur mit großer Mühe durchkriechen.

Da springt an einer Kurve ein brauner Mann laufend vor, beide Arme in die Luft und abwärts schwenkend, und

ihm folgt auf dem Fuß ein Rutscher, der den sauberen, glatten Zement mit einigen Karrenladungen von Geröll und Steinen bewirft. Langsam folgt, sich gegen das Entwurzeltwerden wehrend, eine doppelmannshohe, vielästige, fleischige Kaktus, sinkt dann aber ohnmächtig rasch mit einem Fegen Erdboden nieder, auf die Straße, auf das Geröll. Eine Steinmasse schlägt nach, zerquetscht sie, Saft spritzt umher, und als ein Invalide mit zerstampften und zerfleischten Gliedmaßen bleibt das prachtvolle, üppige Gewächs liegen.

Und nun — der Chauffeur hat den Wagen mit allen Bremsen zurückgerissen — beginnt langsam der ganze Gang ins Wandern zu geraten. Er wandert hernieder auf den tadellosen Zement unserer Fahrbahn. Bald schüchtern, in einem sanften Kiesel, und bald ... man sieht, wie die lodere Erde um die Steinblöcke davorrinnt, ihnen die Füße nimmt ... folgt ein mächtiges Gestein, prallt auf, saust in Sähen hernieder und donnert zerberstend in den Säuen, der schon unten liegt, überschüttet die Straße immer höher.

Wir sitzen gefangen. Vor unserer Fahrt dümmt sich der fallende Berg. Hinter uns scharen sich die Autos auf, die uns folgten. Jenseits der Bruchstelle ist ebenfalls bald eine unübersehbare Reihe von Wagen angeschwemmt, die von oben kamen, und nun beginnt ein geradezu überirdisches Konzert von Hupen, Hörnern, Sirenen, unermüdlich, langatmig, frenetisch, ungeduldig und allmählich in entfesselter Wut. Aber was kann der eine braune Indio-Begwärteter mit seiner Schaufel gegen diesen herabstürzenden Berg. Und es will noch immer keine Ruhe geben. Es rieselt weiter, rinnt, fließt, saust, prallt, donnert ... Es ist ein Gestein von einer braunen Blutfarbe und brüchig in einer Karie, die einen ganzen Gebirgsszug mit Urgestein heimgeleitet hat. Hundert Menschen stehen beiderseits der Bruchstelle, und zwischen ihr und der Tiefe ragt ein großes Kreuz aus dem Hügel, zum Andenken an Menschen, die der Berg hier verschüttet hat.

Plötzlich hören die Hupen auf. Es regnet in das Schweigen, das jetzt im Berg steht und nur durch das bald reißende, bald prallende Geräusch des nachfallenden Gesteins durchbrochen wird. Ich sehe ein großes Lastauto, an dem Farbige hängen, wie Bienen an ihrer Traube. Es schiebt sich bis dicht an die Bruchstelle. Im Nu sind sie über den Schutt her und nun fliegt alles in die Schlucht hinab ... ein Wasserfall von Erdboden und Steinen.

Bald ist die Bahn so weit frei, daß ein Wagen durchkann. Alle Augen aber hängen noch im Gang, denn dort balanciert sich ein Stein, der den Umfang eines 300-Liter-Fasses hat, in einer allzukühnen Wippe über den Rand, auf dem er liegt. Um ihn ist es ruhig, und da mein Auto das erste in der Reihe steht, sage ich dem Chauffeur: „¡Vanamos!“ Doch davon wollte er nichts wissen. Mit beschwörenden Händebewegungen deutet er auf den Stein, der jeden Augenblick Übergewicht bekommen und herunterfallen kann. Aber ich sage ihm, er liegt fest, es rinnt gar kein Sand mehr um ihn. Menschen werfen mit Steinen hinauf, um durch die Erschütterung den Stein zu reizen, damit er sich endlich entschleife, auch niederzugehen.

Der Stein jedoch krallt sich oben fest. Da schlang ich mich hinter das Steuer, lasse den Motor an und vom ersten Male auf den zweiten Gang wechselnd, sauste ich durch. Der Kordilleren-Stein hatte nichts gegen mich Fremdling. Es geschah nichts; und als ich jenseits der gefährlichen Stelle ausstieg, sah ich meinen Chauffeur mit offenem Munde drüben stehen. Dann begann er heralisch zu lachen, und nun lachten alle die Menschen und riefen „¡Bravo!“ Gleich setzte sich die ganze Wagenreihe in Bewegung.

Wir waren zwei Stunden aufgehalten worden. Davon mußte etwas eingebracht werden, und der Chauffeur schickte nun mit 40 Kilometer den Wagen in die engen Kurven. Ab und zu löste er die rechte Hand vom Steuer. Mit einer maßvoll nebenfälligen Bewegung deutete er auf ein Kreuz, das am Rande vor der Tiefe aufgebaut war, und sagte dazu: „Da ist vorläng Monat auch ein Auto abgestürzt!“

Dies wiederholte sich so oft, daß ich schließlich bei jedem Kreuz ihm zuvorkam, indem ich sagte: „Ich weiß!“

Bald jedoch sanktete sich die Landschaft. Sie war nur stilles, ruhiges Tal. Zwischen Bananen lagen Hütten, von Kaktus umhegt, die höher waren als sie, von Kindern, Schweinen, Hunden umsprungen ... ab und zu Palmen. Gebüsch von Eulaloptus! Ein Wirtshaus ... wieder ein Polizist, in dessen Liste man Namen und Nummer eintragen mußte, wie jenseits am Beginn, und allmählich saut die erste Vorstadtkurve von Caracas das Auto in sich auf, wirkt es in doppelte tiefe Löcher, die mit rotem Schlamm angefüllt sind, bis uns die Asphaltstraßen der Innenstadt in ein strudelndes Wirbel von Automobilen, Droschken, Eselskarren, Maultieren, Lastträger einwickeln.

So begann dieses Land, an dessen Küste die Motikonas-Indianer keinen Europäer an sich heranlassen und in dessen Tiefe zwischen Indianern der Orinoco strömt, mit einem Dokument neuzeitlichster Zivilisation.





## Die Kunst, schön zu bleiben.

Nach dem Geheimrezept der Adolina Patti.

Das „Neue Wiener Journal“ berichtete im Jahre 1897, daß die Adolina Patti, die berühmte Sängerin, die damals bereits Mitte Fünfzig war, höchstens wie eine Dreißigjährige aussehe. Ein Berichterstatter der Zeitung fragte die Sängerin nach dem Geheimnis ihrer scheinbar unergänglichen Schönheit. Die Patti gab ihm ihr Geheimnis kund, und die Aufzeichnungen des Wiener Journalisten berichten folgendes:

„Was am meisten das Alter verschleiert, die Jugend hält, das ist mein unvergänglicher Frohsinn,“ sagte die Patti. „Ich habe mich daran gewöhnt, die Ereignisse des Lebens nicht traurig zu nehmen. Wenn diese Einstellung auch oberflächlich erscheinen mag, so hat sie doch eine tiefere Bedeutung. Das Leben bietet so wenig Annehmlichkeiten, daß die kurzen Augenblicke der Freude dankbar empfunden werden sollen. In der ersten Zeit meiner Laufbahn ärgerte ich mich außerordentlich, wenn ich nicht genug Erfolg hatte. Später habe ich einsehen gelernt, daß Ruhe und Erfolg nur zwei Begriffe sind, die mit dem inneren Erleben nichts zu tun haben. Das Einzige, was mich wirklich bedrückte, war Krankheit oder Tod eines lieben Angehörigen. Allen anderen Dingen, selbst materiellen Verlusten, stand ich ziemlich gleichgültig gegenüber. Eine unglückliche Liebe habe ich nicht gekannt, mein Standpunkt war, daß, wer mich nicht liebte, meine Reizung nicht verdient. So kam ich über diese Klippe, die der Schönheit und Jugend so außerordentlich gefährlich ist, rasch hinweg. Mein Leben richtete ich mir sehr einfach ein. Ich hielt auf strenge Regelmäßigkeiten, soweit ich das bei meinem unregelmäßigen Leben konnte. Im Essen war ich äußerst mäßig. Des Morgens nahm ich eine Tasse Brühe, später etwas Obst, zum Mittagessen genoss ich nur soviel, daß ich kaum das Gefühl der Sättigung hatte. Der größte Feind der Schönheit und der Erhaltung der Jugend ist das Essen. Ein Glas Milch ersetzt Fleisch, Brot und Kartoffeln. Viele Menschen glauben, daß eine reichliche Nahrungsaufnahme sie bei Kräften erhalte. Ich stehe auf dem gegenteiligen Standpunkt. Vom vielen Essen wird man dick, träge und unelastisch. Der Kaffee, der so vielen Menschen als unentbehrlich erscheint, sollte nur der Anregung wegen genossen werden. Ich bevorzuge von Zeit zu Zeit einen Schluck des starken, würzigen Kaffees, trinke aber niemals zwei bis drei Tassen einer Flüssigkeit, die nur den Namen des Kaffees, sonst aber nichts mit ihm gemeinsam hat. Sprechen wir noch vom Schlaf. Ich habe mir angewöhnt, die Stunden, in denen ich nichts zu tun habe, mit Schlafen zu verbringen. Mir ist es gleich, ob ich in der Bahn sitze, ob ich mich in der Theater-Garderobe befinde, oder ob ich in einen Sessel gelehnt sitze. Da ich am Abend nicht über meine Zeit verfügen kann, so muß ich den Schlaf dort nehmen, wo ich ihn zu erringen vermag.“ Über die Kosmetik wußte Adolina Patti ebenfalls Bescheid. Sie selbst hatte eine Massieurin, die in Amerika sich die Kenntnisse der Schönheitspflege angeeignet hatte. Da sie keinen Sport trieb, weder ritt, noch ruderte und auch nicht Rad fuhr, — die einzigen Sportarten, die den Frauen der damaligen Zeit zugänglich waren — so mußte sie die Bewegung, die ihr mangelte, teilweise durch Massage ersetzen. Ihr Gesicht behandelte sie selbst. Mit kaltem Wasser frottierte sie ihr Antlitz täglich und bedeckte die Haut vor dem Schlafengehen mit einer feinen Schicht von Öl. Die Patti tat zwar immer so, als ob dieses Öl ein Geheimmittel wäre, dessen Zusammenstellung nur ihr allein bekannt sei. In Wirklichkeit war es feinstes Olivenöl, dem sie einige Tropfen Zitronen ausgefetzt hatte. Sie trank nie Alkohol, mit Ausnahme eines Glases Sekt, dessen Genuß sie sich von Zeit zu Zeit gönnte. Der Tee, und zwar ein schwacher Aufguss desselben, war das einzige Getränk, das ihrer Meinung nach der Schönheit nicht schadete. — Es waren, wie man sieht, sehr gesunde Prinzipien, auf denen die Patti die Schönheitspflege aufgebaut hatte. Das Natürlichste ist wohl immer das Richtige, es bleibt auch unvergänglich, und die Geheimnisse der Patti sind nach den modernen Begriffen nichts anderes als durchaus anzuerkennende Grundregeln einer gesunden Lebensweise. Als solche können sie auch heute anerkannt werden. Die Kunst schön zu bleiben, ist also nur mit einem vernünftigen Leben und mit einer gewissen Ascese erkauf.

## Ehrgeizige Kinder.

Es gibt wohl kaum einen anderen Fehler, der sich so leicht aneignen läßt und so häufig aneignen wird, wie der Ehrgeiz. Der Grund für diese Tatsache ist bei einiger Überlegung ganz klar. Man kann wohl sagen, daß fast alle Eltern, auch die, die es vielleicht für ihre eigene Person nicht waren, für ihre Kinder ehrgeizig sind, sie wollen, daß sie etwas erreichen, es weiter bringen als sie selbst, sie wollen stolz auf ihre Kinder sein können.

Solange das Leben des Kindes sich nur im Familienkreise abspielt, läßt man es meist in Ruhe. Sobald es aber in die Schule kommt, wird es, oft wohl ganz unbewußt, angefaßt. Es muß erzählen, wie es in der Schule war, ob es alles ordentlich gekonnt habe. Damit sollte man sich begnügen, aber nun beginnt das Vergleichen, ob jemand ebenso gut oder etwa gar besser gekonnt habe usw. Und es dauert nicht lange, da gibt das Kind von selbst seinen Bericht. Es kommt triumphierend an, wenn es eine bessere Arbeit geschrieben hat als die anderen, seine Freude an der guten Nummer ist geringer, wenn ein Mitschüler die gleiche hat. Es ist tief verstimmt, wenn andere gelobt, hochgefreut, wenn sie getadelt werden. Ist so der Ehrgeiz durch ungeschickte elterliche Fragen erst erweckt, hat das Kind selbst erst mit dem Vergleichen begonnen, dann ist der erste Grund gelegt zu der Sucht, die den Menschen plagt, ihn unaufhörlich treibt, daß er ganz ruhelos wird, nach jedem erzielten Erfolge schon darauf sinni, welches Hindernis er nun nehmen will.

Die ehrgeizigen Kinder stehen oft bei den Erwachsenen in hoher Gunst, denn sie sehen meistens ja auch ihren Stolz darin, recht brav zu scheinen. Bei ihren Kameraden aber erfreuen sie sich keiner Beliebtheit; Kinder nehmen dem „Tugendspiegel“ nicht seine Tugendhaftigkeit übel, sondern seine Kriecherei. Sie fühlen, wenn eins nur besonders gut lernt, um gelobt zu werden, sie empören sich, wenn es andere „verpeht“, um sich in gutes Licht zu setzen und den Angeklagten zu schaden. Das ehrgeizige Kind ist asozial, es will nicht eins unter vielen sein, sondern es strebt nach einer Sonderstellung, und um diese zu erreichen, scheut es sich schließlich nicht, andere rücksichtslos zu stoßen, zu treten. Hauptfalle, es erreicht das ersehnte Ziel.

Die Ehrgeizigen,“ sagt Karl Julius Weber, „ertlimmen die Höhe wie die Schornsteinfeger, auf Säulen und Füßen, kriechen durch dunkle, narstige Kanäle und machen sich nichts daraus, wenn sie schwarz aussehen.“ — Der Ehrgeizige blüht sich, kriecht und merkt oft nicht einmal mehr, daß er sich dabei schmutzig macht. Am wenigsten natürlich das ehrgeizige Kind, das noch nicht die Fähigkeit hat, die Triebfeder seines Handelns zu kontrollieren. Wenn es oft gelobt wird, hält es sich selbst für brav, auch wenn die Beweggründe für sein Tun keineswegs edel waren. Bedenklich ist neben allem andern, daß es sich, besonders wenn es schon etwas älter ist und die Anforderungen dementsprechend steigen, leicht überanstrengt. Es will glänzen, von den anderen abheben, da ist keine Mühe zu groß. Es sitzt im Zimmer, wird blaß und büffelt wegen der nächsten Zensur, während seine Kameraden sich frohlich im Freien austoben.

Den Eifer, das Streben im Kinde soll man natürlich nach Möglichkeit fördern, aber man sei wohl auf der Hut, wenn diese die Form des ungesunden Wettlaufes annehmen, der den Menschen dann nicht mehr losläßt, ihn durch das Leben hehlt, daß es für ihn keinen Augenblick der Ruhe, des stillen Glücks mehr gibt.

Darum ist es wirklich nicht unwichtig, in der Erziehung dieser Frage besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man hüte sich, den Ehrgeiz zu wecken, sollte er sich aber von selbst zeigen, so muß man alles daransetzen, ihn in vernünftigen Schranken zu halten. So darf man z. B. Erzählungen des Kindes, in denen es sich in ein besonders günstiges Licht zu setzen sucht, gar keine Beachtung schenken, soll es nie seinen Geschwistern als Vorbild hinstellen. Ist es schon verständig genug, so muß man ihm zu zeigen suchen, wie häßlich dieser Mangel an Kameradschaftsinn, dieses Sich-Herausstreichen, diese Sucht nach Anerkennung ist. Sein ehrliches Streben wird dadurch nicht geschädigt werden, wohl aber wird ihm bewußt werden, daß es Wichtigeres gibt als die beste Nummer, den ersten Platz, Wichtigeres als das Lob der andern, nämlich das reine Gewissen des anständigen Menschen, der seine Pflicht um ihrer selbst willen tut. Sophie Landauer.